

## Der Mond im Wasser

„Das schönste Wort der türkischen Sprache sei jedoch kein kriegerisches, sondern *yakamoz*: „Der Mond, der sich im Wasser spiegelt“ José F.A. Oliver

Als Kind hatte sie stets Angst um ihn gehabt. Sie hatte Angst gehabt, er könne sterben. Auf tragische und ungute Weise. Ihr Vater, tragisch und tief und dunkel, würde sterben in einer mondlosen Nacht.

Er fuhr einen grünen Lastwagen, mit dem er das Heizöl täglich an die Kunden auslieferte. Auf beiden Seiten des Tanks stand in großen, roten Lettern der Name ihrer Familie mütterlicherseits.

In ihren Kinderträumen war der Vater mehrmals mit diesem Lastwagen über Klippen ins Nichts gestürzt. Sie war jedes Mal panisch erwacht und hatte in ihr nachtdunkles Zimmer geatmet. Die Angst kauerte hinter dem Bettkasten und wartete nur darauf, sie anzuspringen.

Den Vater erinnerte sie, wie er im Führerhaus des ihr riesig erscheinenden Lastwagens saß, der Herr über die Straße. Weit oben saß er. Als Kind bewunderte sie ihn über alle Maßen. Manchmal brachte er von seinen Touren verwaiste Tiere mit: kleine Kätzchen und einmal sogar eine Wasserschildkröte. Er baute für sie, Fridolin nannten sie sie, ein Gebäude mit einem kleinen Teich darin. Aber irgendwann war Fridolin tot. In ihrer Erinnerung war das Tier gestorben, weil sie sich nicht gut genug um ihn gekümmert hatten. Als sie seinen unbeweglichen Panzer in dem Gebäude fand, war der Teich, und das nicht zum ersten Mal, vollkommen ausgetrocknet. Eine Wasserschildkröte brauchte Wasser wie die Luft zum Atmen.

Am Abend, sobald er nachhause gekommen war, begann der Vater zu trinken. Bier. Mehrere Flaschen. Nie hatte sie diese Normalität angezweifelt. Jeden Abend. An allen möglichen Stellen hatte er zudem Schnapsflaschen versteckt, klarer Korn und Apfelschnaps. Am Ende hätte er möglicherweise auch Mundwasser getrunken. Sie hatten aber kein Mundwasser zuhause. Für den Schnaps stand er immer wieder auf, verließ den Raum, gab vor, er müsse etwas erledigen oder zur Toilette und kam zunehmend betrunken zurück. Man hörte es seinen Füßen an, die bei jeder

Rückkehr stolpernder den Boden zu verfehlen schienen. Im Nacken hatte sie die Angst, er könne stürzen. Sie hatte befürchtete, sein Blut könne durch den Flur tropfen. Eingebrennt hat sich ihr die Gestik der Sucht, wenn der Süchtige vorgibt, das, wonach er greift, sei eine pure und sehr normale Notwendigkeit. Jeder Zweifel daran eine Bösartigkeit. Wer einmal mit einem Süchtigen gelebt hat, wird diese Gestik nie wieder vergessen. Wird nie vergessen, wie Handgriffe, Körperhaltungen und Schrittfolgen lügen können, wie sie eine Wirklichkeit vorgaukeln können, die jedem Gefühl von Wahrheit widerspricht. Dennoch gibt jeder vor, zu glauben an dieses Spiel. Denn die Wahrheit, die Wahrheit ist dem Menschen unerträglich.

Drei Freunde hatte der Vater. Am Sonntagmorgen traf er sie zum Kartenspielen und Trinken. Sie saßen dann in der Gartenlaube, die der Vater gebaut hatte. Der Vater konnte alles bauen.

Die drei Freunde starben sehr kurz hintereinander. Als Kind verstand sie diese Tode kaum.

Arnold, der auch sein Cousin war und mit dem zusammen er als junger Mann aus der Eifel ins Rheinland gekommen war, erhängte sich an einem ansonsten vollkommen unauffälligen Frühmorgen in seinem eigenen Vorgarten am Kirschbaum, so dass sein Sohn ihn fand.

Damals hatte der Vater, nachdem er seinen Cousin von diesem Kirschbaum herunter gepflückt, die Witwe und die Waisen getröstet hatte, zu ihr gesagt: Du musst keine Angst haben, dass ich das auch mache. Ich würde das niemals machen.

Hans, der auch der Vater ihrer besten Schulfreundin gewesen war, starb an Herzversagen, plötzlich. Ein Tod, auf den man sich nicht vorbereiten konnte und der vielleicht etwas mit seinem Alkoholkonsum zu tun.

Die Freunde hatten Karten gespielt und getrunken. Sie waren alle Alkoholiker gewesen. Alkoholiker zu sein war damals normal. So normal, dass es dafür keinen eigenen Namen gab. Das Wort Alkoholiker war ihr erst sehr viel später zum ersten Mal begegnet.

Der dritte Freund, dessen Namen sie nicht erinnerte, lief eines Abends betrunken auf die Straße und wurde von einem Auto erfasst, genau vor dem Haus seiner Familie. Sein Sohn hat ihn tot am Straßenrand liegen sehen.

Von da an war der Vater allein. Er trank allein. Er spielte nicht mehr Karten.

Aber es gab ja einen Hund. Die beiden nahmen sich einander an und der Vater und der Hund gingen jeden Sonntagnachmittag auf einen langen Spaziergang in den Wald. Sie verließen dabei schon gleich beim Waldeingang die Hauptwege und schlugen sich durchs tiefhängende Gestrüpp und entlang kaum ausgetretener Pfade zu einer Stelle, wo eine kleine Quelle dem Boden entsprang. Dort setzte der Vater sich auf einen Stein und trank. Der Hund lag im Unterholz und döste. Glücklich. Der Hund war immer glücklich, wenn er mit dem Vater zusammen sein konnte. Niemals nahm der Vater einen anderen Menschen mit zu dieser Stelle. Aber nachdem er gestorben war, zog der Hund sie jedes Mal, wenn sie mit ihm in den Wald ging, dorthin. Der Hund war dabei so voller Hoffnung, und dann auf eine Art niedergeschlagen, die kaum zu ertragen war. Er konnte nicht verstehen, dass der Vater für immer weg war. Wie sollte man diese Tatsache, die man selbst nicht verstand, einem Hund erklären?

Manchmal trank der Vater im Wald so viel, dass er kaum noch nachhause kam. Dann riefen Nachbarn bei der Mutter an und sie musste sich ins Auto setzen, um den Vater von irgendeiner Gartenmauer zu pflücken, auf der er eingeschlafen war. Zu seinen Füßen lag der Hund und döste beglückt. Alkoholismus war für ihn ein Begriff ohne Bedeutung. Sein Herz war voller Liebe für den Vater, egal in welcher Form.

Der Hund verstand nicht, dass der Vater nicht wiederkommen würde. Lange wartete er oben an der Tür zum Hof auf ihn, suchte ihn im Wald, im Garten, überall. Dann, sobald er verstanden hatte, starb der Hund. Vielleicht hatte er auch einfach nur die Hoffnung verloren.

Lange akzeptierte auch sie nicht, dass der Vater tot war. Zwar suchte sie nicht nach ihm. Aber sie trug ihn innerlich mit sich herum. Sie tat vieles nur, um es dem Vater zeigen zu können, immer in der stillen Hoffnung, ihn, den dunklen, tiefen, traurigen, glücklich machen zu können. Schau, das ist der Grand Canyon. Sieh mal, wir sind jetzt in Berlin. Schnall dich an, wir fahren jetzt durch die Namib, in einem Land Rover. Sie hielt eigentlich ständig Zwiesprache mit ihm. Sie wollte ihren Vater glücklich zu machen, auch, als er schon längst tot war. Seinen Tod verstand sie nicht.

Dann war da, vor ungefähr einem Jahr, dieser Traum. Der Vater wanderte in den Bergen (was realistisch insofern war, als der Vater am glücklichsten immer in den

Bergen gewesen war, in diesen zwei Wochen Urlaub pro Jahr). Er hatte einen Jungen an der Hand und trug eine Kniebundhose, eines der für ihn typischen kleinkarierten Hemden, einen Rucksack mit Proviant. Sie hatte eine Kamera und filmte ihn. Als er sie bemerkte, blieb er stehen und strahlte über das ganze Gesicht. Er winkte ihr zu und war ganz offensichtlich glücklich. Um seine Beine wedelte der Hund.

Dieser Traum war wie eine Botschaft von ihm, nach all den Jahren: Es geht mir gut. Ich bin glücklich. Du musst Dich um mich nicht weiter sorgen.

Etwas in ihr beschloss, diese Botschaft zu glauben, den Glauben ganz festzuhalten und in ihr Leben zu weben.

In der nächsten Nacht hatte sie wieder einen Traum. In diesem war sie noch einmal mit dem Hund im heimischen Wald. Sie gingen zu der Quelle. Sie ließen sich im Moos nieder. Das Wasser war tief und dunkel. Viel tiefer und dunkler, als es in Wirklichkeit gewesen war. Es war Nacht. In einem kleinen Teich, der sich am Fuß der Quelle gesammelt hatte, spiegelte sich der Mond. Sie schaute hinein und sah sich selbst, wie sich ihr Antlitz neben dem Mond spiegelte, neben dem Hund, der sich ganz ruhig an sie schmiegte, in dem Wasser, an dem ihr Vater so viele Male gesessen hatte.